

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

Auschwitz – und kein Ende?

Zur »Stellvertretung« durch Edith Stein

UNMÖGLICHES VERZEIHEN

1971 veröffentlichte der französische Philosoph Vladimir Jankélévitch (1903–1985) einen Aufsatz *Pardonner?*,¹ in dessen erstem Teil »Das Unverjähbare« er sich leidenschaftlich gegen die im Frankreich der 60er Jahre diskutierte Verjährung von Kriegsverbrechen aussprach. Die Begründung lautete: Verbrechen in der Größenordnung von Auschwitz hätten eine gleichsam ontologische Entmenschlichung bedeutet – sie könne niemals mit Versöhnung zuge deckt werden.² Verbrechen gegen die Menschlichkeit dürften keine Entschuldung kennen. »Es ist das Sein des Menschen selbst, ESSE, das der rassistische Genozid im schmerzenden Fleisch dieser Millionen von Märtyrern zu vernichten versuchte. [...] Jedesmal, wenn ein Akt das Wesen des Menschen als Mensch leugnet, widerspricht die Verjährung, die darauf hinauslaufen würde, ihm im Namen der Moral zu vergeben, ihrerseits der Moral.« Vergebung sei mit den Toten in den Lagern gestorben. Die einzig moralische Haltung gegenüber den Tätern bleibe das Ressentiment.

Im zweiten Teil, überschrieben »Hat man uns um Verzeihung gebeten?«, fragt Jankélévitch nach den Bedingungen der Versöhnung. Es könne sie schon deshalb nicht (mehr) geben, da Opfer und Täter als unmittelbar Beteiligte tot sind – welche Adressaten hätte dann das Verzeihen? Die Nachgeborenen dürften sich nicht eine Rolle anmaßen, die ihnen schon wegen der Monstrosität der Schuld nicht zusteht. »Heute ist die Verzeihung seit langem *fait accompli*, begünstigt durch Gleichgültigkeit, moralische Amnesie und allgemeine Oberflächlichkeit. Längst ist alles vergeben und vergessen.«³ Aber:

¹ Vladimir Jankélévitch, *Pardonner?*, in: ders., *Das Verzeihen. Essays zur Moral und Kulturphilosophie*, mit einem Vorwort von Jürg Altwegg, hg. v. Ralph Konersmann, Frankfurt 2003, 243–282. Zuvor war von Jankélévitch erschienen: *Le Pardon*, Paris 1967.

² Ebd., 268f.

³ Ebd., 268.

Ontologisch bestehe die Schuld weiter, denn auch die Agonie der Opfer »daure bis ans Ende der Tage«. Kein Harmoniebedürfnis, kein gönnerhaftes Händeschütteln der Enkel könne über das Unverzeihliche hinwegretten. Deutsche (und Österreicher) bleiben gebrandmarkt ebenfalls bis ans Ende der Tage.

Im übrigen kam die Amnestie der französischen Kriegsverbrecher aufgrund dieses Aufsatzes von Jankélévitch nicht zustande.

GENERATIONENÜBERGREIFENDE ERBSCHULD?

Solche seit langem ungewohnten Worte von einer ontologischen Schuld bringen die verdrängte Frage nach einer »Erbschuld« zurück. In die heutige bemühte »Aufarbeitung der Vergangenheit« kommt damit der dunkle Ton des Unentrinnbaren, der in vieler Hinsicht erledigt schien. War man nicht seit Nietzsche und Freud gewohnt, »Schuld« als Fiktion einem bloßen Schuld-»Gefühl« zuzuordnen, das therapierbar war? Entstehung und Ursachen von Schuld verdankten sich nach diesen Autoren einem Gebilde, das spätestens mit der Aufklärung und der Religionskritik des 19. Jahrhunderts in seinen psychologischen Mechanismen durchschaut war: einer religiös unterlegten Metaphysik. Sie nannte das Dasein gegenüber seinem ursprünglichen Entwurf entfremdet, abgefallen, verderbt, spaltete die Wirklichkeit also in ein schuldhaftes »Jetzt« und ein unverdorbenes »Früher, am Anfang«. War nicht das eingeredete Bewußtsein von Schuld selbst die Schuld, um die es ging, die es in jenes Nichts aufzulösen galt, aus dem sie stammte?

Aber dieses Wegerklären versagt seit einigen Jahrzehnten in seiner Entlarvungskraft. Am Ende des 20. Jahrhunderts mehren sich die Rückblicke auf ein verbrecherisches, ja im Namen des menschlichen Menschen mörderisches Jahrhundert. Die beiden großen Ideologien, ob rot oder braun, hatten nicht im Namen eines Gottes, sondern im Namen fortschreitender Humanisierung vielen Millionen das Menschsein abgesprochen – so vielen wie nie zuvor, sei es aufgrund ihrer Klasse oder ihrer Rasse. Diese neue Humanisierung zielte entweder auf den klassenlosen Gesellschaftsmenschen – Gleicher unter Gleichen (Betonung auf »unter«) – oder den »Übermenschen« – die »blonde Bestie« über den Untermenschen (Betonung auf »über«).

Schuld ist damit zu einem ungeheuren, schwer lastenden Erbe der Nachgeborenen aufgelaufen. Und dies in alle Ewigkeit? Auschwitz ist dafür nur eine einzige Chiffre, und sie ist keineswegs die einzige geblieben, neben dem Archipel Gulag, Pol Pot, der chinesischen Kulturrevolution ... Die Schwierigkeit, Auschwitz neben anderen KZ-Erfahrungen nicht unzulässig zu nivellieren, bleibt in dieser Reihung bewußt. Imre Kertész, Literatur-Nobelpreisträger von 2002 und ungarischer Jude, betonte kürzlich in einem Interview den Unterschied der Lagerwelten. Demnach gab es »zwei Nova im 20. Jahrhundert: nämlich den totalitären Staat und Auschwitz. Auschwitz ist ein traumatischer Zivilisationsbruch. Wo in Europa der Holocaust verschwiegen wurde, wo der Holocaust die Sprache nicht verletzt hat, ist die demokratische Entwicklung schwieriger als dort, wo über den Holocaust frei gesprochen wurde, wo seine Erforschung eine Art geistiger Welt geschaffen hat. (...) Denn die östlichen Länder lebten unter sowjetischem Druck, und dieser Druck hat die Solidarität ausgelöscht, die der Mensch braucht, um Auschwitz zu verstehen. (...) Das menschliche Leiden ist überall dasselbe. Aber das eigentliche Trauma ist Auschwitz. (...) Wir können den Gulag mit Auschwitz erklären, aber Auschwitz nicht mit dem Gulag. (...) Zum europäischen Mythos, zur europäischen Legende gehören beide.«⁴

Was nach dem Zweiten Weltkrieg oder spätestens nach 1989 »vorbei« schien, gewinnt heute Ausmaße an Last, die ein gänzlich neues Denken erzwingen – gegenüber einem naiv aufklärerischen Optimismus, der sein eigenes Trugbild war und auch von daher gerade nicht unschuldig an der Katastrophe ist.⁵ Seither mehren sich die Untersuchungen, die die Tatsache von Schuld ins Gespräch zurückbringen, jenseits aller Therapie-Ansätze, aller psychologischen Entschuldungen, jenseits allen bereitwilligen kausalen »Verstehens«. Schuld ist ungeschminkt zurückgekehrt in die Welt der Politik, der Kirche, der Philosophie. Das Millenium hat eine Reihe von Entschuldungen versucht, deren Grundlage auf eine – vielfach nicht wirklich geklärte – Möglichkeit der Vergebung hindeutete, diese aber selten klar benannte.⁶ Und wie könnte dies auch sein, wo in ei-

⁴ Imre Kertész, Stunde der Wahrheit (Interview), in: NZZ 7./8. 7. 2007, 25.

⁵ Die in Barbarei umschlagende Naivität der Aufklärung wurde von Adorno/Horkheimer herausgearbeitet, in: Die Dialektik der Aufklärung, Frankfurt 1944.

⁶ Eine Ausnahme war Johannes Paul II.: Seine Bitte um Vergebung 1999 im Blick auf das Millenium für die geschichtliche Schuld der Christen richtete sich nicht rhetorisch an die Toten, sondern an den zeitfreien göttlichen Erlöser.

ner nicht-religiösen Welt nicht mehr deutlich wird, von wem Vergebung zu erwarten wäre? Jankélévitch hat ausdrücklich abgewiesen, die Enkel der Ermordeten könnten den Enkeln der Mörder vergeben. Beide sind unbetroffen, wenn auch ins Netz der Folgen eingesponnen – wie aber erreicht man die toten Henker und ihre toten Opfer? Zeit ist irreversibel, Vergebung müßte aber an Ort und Zeit des Verbrechens zurückkehren können.

EINE VERGESSENE MÖGLICHKEIT: DIE SÜHNE

Wie also geht man um mit unvordenklich aufgehäufter Schuld? Vor 66 Jahren starb Edith Stein, jetzt Patronin Europas, in Auschwitz, und ihre Geschwister Rosa mit ihr, Frieda und Paul zusammen mit der Nichte Eva in Theresienstadt. Die neue Heilige muß in der Tat zu einer Patronin Europas werden; ihr Leben enthält eine Antwort auf das sonst Unbeantwortbare.

Nach der Reichskristallnacht am 9. November 1938, die auch in Köln wütete, entschloß sich Edith Stein, in das holländische Tochterkloster des Karmel Köln in Echt, Provinz Limburg, überzusiedeln, was am Silvestertag 1938 geschah. Ein halbes Jahr danach verfaßte sie am 9. Juni 1939 ein Testament, noch vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.⁷ Darin formulierte sie einen Schlüsselsatz für ihr Leben: »Schon jetzt nehme ich den Tod, den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener Unterwerfung unter Seinen heiligsten Willen mit Freuden entgegen. Ich bitte den Herrn, daß Er mein Leben und Sterben annehmen möchte zu Seiner Ehre und Verherrlichung (...)« Nun folgen »insbesondere« zwei Bitten für den Karmel und das jüdische Volk, verbunden mit dem Ausdruck »Sühne«, und darauf folgt: »für die Rettung Deutschlands und den Frieden der Welt«, schließlich noch die Bitte für die Angehörigen.⁸

Zwei Formulierungen sind genau zu lesen: »den Tod, den Gott mir zugedacht hat« und »für die Rettung Deutschlands«. Ist in Auschwitz jemand willentlich »für Deutschland« gestorben? Ein solcher – selbst ungeheurer – Satz will bedacht sein, vor allem vereint mit ei-

⁷ In: Aus dem Leben einer jüdischen Familie und weitere autobiographische Schriften, ESGA 1, 374f.

⁸ ESGA 1, 375.

nem »von Gott zugedachten Tod«. Damit betritt man unwegsames Gelände.

Als Edith Stein den Karmel unter mehreren möglichen Orden wählte – hätte sie nicht viel eher Benediktinerin oder Dominikanerin werden können? –, wählte sie eine Lebensform, die ihrem wissenschaftlichen Profil kaum entsprach, die aber ihrem persönlichen Naturell entgegenkam: Sie war von der sicheren Empfindung durchdrungen, ihr sei im Karmel etwas Besonderes aufgespart. Bald wird sie begreifen, daß das Aufgesparte in der Stellvertretung, schärfer noch: im Angebot der Sühne bestehe. Um diesen Gedanken war sie schon früher gekreist, lernte ihn aber unter dem Druck der politischen Ereignisse deutlicher auf sich zu beziehen. So verdichten sich die Äußerungen von einer allgemeinen Theologie der Sühne bis zu einer persönlich auf sie selbst zugeschnittenen Stellvertretung.

1936 verglich die Karmelitin den jüdischen Versöhnungstag – Tag ihrer Geburt in Breslau am 12. Oktober 1891 – mit dem Karfreitag: »Am größten und heiligsten Tag des Jahres [...] trat der Hohepriester ins Allerheiligste [...], ›um für sich und sein Haus und die ganze Gemeinde Israel zu beten«, den Gnadenthron mit dem Blut des jungen Stieres und des Bockes zu besprengen, die er zuvor schlachten mußte, und so das Heiligtum von seinen und seines Hauses Sünden und ›von den Verunreinigungen der Söhne Israels und von ihren Übertretungen und von allen ihren Sünden zu entsühnen«. [...] Der Versöhnungstag ist das alttestamentliche Vorbild des Karfreitags. Der Widder, der für die Sünden des Volkes geschlachtet wurde, stellte das makellose Gotteslamm dar.«⁹

1940, schon im holländischen Exil, taucht die Theologie der Sühne erneut auf: »Aber was hatte denn die Versöhnung bewirkt? Nicht das Blut der geschlachteten Tiere und nicht der Hohepriester aus Aarons Geschlecht [...], sondern das wahre Versöhnungsoffer [...]. Er war auch das wahre Osterlamm, um dessentwillen der Würengel an den Häusern der Hebräer vorbeiging, als er die Ägypter schlug. [...] Dort, auf Golgotha, war das wahre Versöhnungsoffer vollbracht worden.«¹⁰

⁹ Edith Stein, Das Gebet der Kirche, in: Verborgenes Leben. Hagiographische Essays, Meditationen, geistliche Texte, ESW XI, 16 (demnächst in: ESGA 19, Freiburg 2008).

¹⁰ Edith Stein, Rede zum Fest Kreuzerhöhung 1940, ebd., 128.

Edith Stein leitet mit solchen Aussagen unmittelbar in ihr eigenes zugewiesenes und ergriffenes Schicksal über. Denn die Symbolik des Opfertiers, des *holocaustum*, ist – wie sich rückblickend abzeichnet – der Antrieb für ihr Leben im Karmel und schließlich für ihren Untergang geworden; der Tod holte das Zeichen ihrer Geburt am Versöhnungstag unbeabsichtigt und doch mit ihrer Zustimmung ein.

Die noch allgemein gefaßte Deutung der Sühne ruht auf dem großen paulinischen Gedanken auf: »Es gibt eine Berufung zum Leiden mit Christus und dadurch zum Mitwirken an seinem Erlösungswerk. Wenn wir mit dem Herrn verbunden sind, so sind wir Glieder am mystischen Leib Christi; Christus lebt in seinen Gliedern fort; und das in Vereinigung mit dem Herrn getragene Leiden ist Sein Leiden, eingestellt in das große Erlösungswerk und darin fruchtbar. Es ist ein Grundgedanke alles Ordenslebens, vor allem aber des Karmellebens, durch freiwilliges und freudiges Leiden für die Sünder einzutreten und an der Erlösung der Menschheit mitzuarbeiten.«¹¹

NATUR UND ÜBERNATUR

Eine solche am eigenen Leib ausgetragene Möglichkeit ist durchaus im erfüllenden, nicht bloß im belastenden Sinn möglich: »Wer in den Karmel geht, ist für die Seinen nicht verloren, sondern erst eigentlich gewonnen; denn es ist ja unser Beruf, für alle vor Gott zu stehen.«¹² Dieses geheimnisvolle Amt, das vom Klischee her mit einschneidender Askese verbunden wird, kann mit unerwarteter Leichtigkeit verwoben sein: »Woher kommt ihnen allen die Kraft zu Leistungen, die man oft natürlicherweise für unmöglich erklären möchte, und dabei jene unzerstörbare Ruhe und Heiterkeit auch bei der stärksten Nerven- und Seelenbelastung?«¹³ Darin keimt sogar Beseligung: »Wer zu dieser Höhe aufgestiegen ist (natürlich sind es keineswegs alle, die tatsächlich dem Ordensstand angehören), dem wird schon ein Vorgeschmack der visio beatifica zuteil; aber es ge-

¹¹ ESGA 2, 254: Brief 234 vom 26.12.1932 an Anneliese Lichtenberger.

¹² ESGA 3, 51: Brief 318 vom 14.5.1934 an Fritz Kaufmann.

¹³ Das Ethos der Frauenberufe (1930), in: Die Frau. Fragestellungen und Reflexionen, ESGA 13, 28.

hört übernatürliche Geistes- und Seelenkraft dazu, um so entschieden sich vom Irdischen zu lösen und im Unsichtbaren zu leben.«¹⁴ Auch deswegen liegt eine eigentümliche Freude in solcher Hingabe, weil dies – wie in den Thesen zum Frausein mehrfach angemerkt – der Fraulichkeit entspricht und sie keineswegs nur durchkreuzt: »Die Werke der Nächstenliebe und die Aufopferung in stellvertretender Genugtuung dagegen kommen entschieden der weiblichen Natur entgegen.«¹⁵

Diese Theologie der Sühne stützt sich also durchaus auf eine seelische Mitgift der Natur und ist nicht lebensverneinend, gehorcht vielmehr einem bestimmten inneren Zug. Dennoch widersetzt sie sich, tiefer betrachtet, der selbstbezogenen Kraft der Natur. Sühne ist exzessiv: sie steigert nicht nur das eigene Leben, sie übersteigt es. Daher ist es naiv, sich einfachhin auf die (eigene oder fremde) seelische Kraft in diesem nicht ungefährlichen Vorgang zu verlassen. Beiläufig deutet Edith Stein auf dessen bedrohliche Seiten hin: »Wenn man das ganze Leben nur aus Opfern bestehen lassen will, ist die Gefahr des Pharisäertums nahe.«¹⁶ Als Psychologin weiß sie wohl um mögliche Verkehrungen: »Denn der natürliche Mensch flieht vor dem Leiden. Und die Sucht nach Leiden um einer perversen Lust am Schmerz willen ist von dem Verlangen nach Sühneleiden durchaus verschieden.«¹⁷

Wenn es wirklich einen Zusammenhang zwischen Lebenssteigerung und Entsagung gibt, dann ist er keineswegs leicht »herzustellen«: führt er doch zur Versuchung selbstverdienter Größe. Die Bewegung zwischen Gott und Mensch geht aber nicht vom Menschen aus. Man mag, ja man muß wohl ein Leben lang die Hingabe üben, »aber die Arbeit eines ganzen Lebens käme doch nicht ans Ziel, wenn nicht Gott das Wesentliche täte. [...] Dabei müssen wir uns hüten, selbst beurteilen zu wollen, wie weit wir sind. Das weiß Gott allein.«¹⁸

Die Frucht stellvertretenden Leidens läßt sich deswegen keineswegs einplanen. Das Stillhalten im »Mysterium der Stellvertretung« steht nicht unter zweckhafter Kontrolle, noch nicht einmal der des Lei-

¹⁴ Christliches Frauenleben (1932), ebd., 109f.

¹⁵ Das Ethos der Frauenberufe, ebd., 25.

¹⁶ ESGA 2, 174: Brief 159 vom 16.6.1931 an Rosa Magold.

¹⁷ Verborgenes Leben, a. a. O., 122.

¹⁸ ESGA 3, 441: Brief 661 vom 30.3.1940 an Agnella Stadtmüller.

denden selbst. Es geht einzig um das mühsame Einfinden in die »übernatürlichen Zusammenhänge des Weltgeschehens; das ist aber nur möglich bei Menschen, in denen der Geist Christi lebt, die als Glieder vom Haupt ihr Leben, seine Kraft, seinen Sinn und seine Richtung empfangen. [...] Nur aus der Vereinigung mit dem göttlichen Haupt bekommt menschliches Leiden sühnende Kraft.«¹⁹ Allerdings ist Leiden dann eine »außerordentliche Gnade«, wie Edith Stein an den Münsteraner Philosophen Peter Wust in bezug auf seinen Kehlkopfkrebs schreibt.²⁰

Die Einsicht in solche Zusammenhänge wächst nur langsam, weil sie dem Wunsch nach Selbstbestimmung, nach freiem Wuchs aus eigener Kraft widerstrebt. Außerdem klingt das Ganze in der religiösen Sprache allzu bekannt: »Ich weiß wohl, wie farblos alles ist, was ich Ihnen geschrieben habe, [...] dann fürchtet man sich, das Heiligste zu banalisieren.«²¹

Dieses Ungenügen kann überwunden werden: durch das Leben des Zeugen, der den alten Behauptungen Blut und Farbe verleiht. Und hier wird an Edith Stein mit strenger Eindringlichkeit anschaulich, was in Worten, auch ihren eigenen, eher spröde wirkt. Was sie zu verwirklichen strebt, ist das Unverdaute oder Ferngehaltene der christlichen Lehre, der Gedanke des Opfers, sich in eine Lücke einsetzen zu lassen, ohne diese Lücke selbst auszusuchen. Die Nähe zu Gott, die Edith Steins reifendes Leben sichtlich auszeichnet, ist zugleich ein Heimisch-Werden im Gedanken, sich Gott für die Einfügung in ein unbekanntes Mosaik anzubieten. Von daher ist ihr inneres Leben, so sehr es Anzeichen einer großen Freude gibt, wie von dem Schleier eines nahenden, dunklen Geheimnisses verhüllt.

STELLVERTRETUNG IN AUSCHWITZ

Diese Entwicklung geschieht um so überzeugender, als Edith Stein in der ersten Zeit ihres Kölner Karmellebens sich unerwartet »verwöhnt« findet: »Ein Opferleben habe ich geführt, solange ich draußen war. Jetzt sind mir fast alle Lasten abgenommen und ich habe in

¹⁹ Verborgenes Leben, a. a. O., 123.

²⁰ ESGA 3, 410: Brief 638 vom 28.8.1939 an Peter Wust.

²¹ ESGA 3, 36: Brief 303 vom 26.1.1934 an Petra Brüning.

Fülle, was mir sonst fehlte.«²² Dieser Satz ist enthüllend, weil die Konvertitin vermutlich im Religiösen zu einer Art Übererfüllung neigte. Stattdessen erfährt sie eine Umwertung bisheriger Werte – das Erkennungszeichen jenes Souveräns, der das »Unverdiente« gibt. Freilich erwartet sie zugleich, »daß ich auch noch einmal mehr von meiner Kreuz-Berufung spüren werde als jetzt, wo ich noch einmal vom Herrn als ein kleines Kind behandelt werde.«²³

Tatsächlich wird sie am Ende ihres Lebens von dem Leiden an ihrer blutsmäßigen Abstammung eingeholt, die als biologische Tatsache so etwas wie ein Verbrechen wurde. Noch dazu betraf es nicht sie allein, sondern ihre Familie und ihr »Volk«, mit dem sie sich erst unter dem Druck der zerstörerischen Ausgrenzung so deutlich identifiziert hatte (bislang und auch weiterhin hatte sie sich auch als Preußin und als Deutsche gefühlt). Ihr zerstörtes Leben geht so in eine kaum auszuleuchtende Stellvertretung über. Sie wird den Sühnege danken im Testament namentlich auch für ihr jüdisches Volk aussprechen, ebenso wie ihr letztes, mündlich überliefertes Wort am 2. August 1942 vor dem Abtransport lautete: »Komm, wir gehen für unser Volk« – dies zu ihrer Schwester Rosa gesagt, in deren Leben und Sterbenmüssen sie denselben Zugriff erkennen wollte: »Ich werde mein ganzes Leben hindurch für sie (= die Familie) einstehen müssen, zusammen mit meiner Schwester Rosa, die im Glauben mit mir eins ist.«²⁴

Sühne ist im Munde Edith Steins kein sentimentales Mißverständnis, keine überlebte theologische Vokabel. Sühne ist das unerklärlich Wirksame im Gewebe des gemeinsamen Daseins. Man sollte sich hüten, eine solche umfassende Versöhnung in einzelne Posten aufzulösen und nach den unmittelbar greifbaren Ergebnissen zu fragen. Daß am leergeräumten Boden ihres Daseins ein Antlitz erschien, das der vollständigen Auslieferung einen Sinn gab, ist an ihrer Gestalt, die auch in der letzten Lebenswoche in den Lagern Amersfort und Westerbork Ruhe und Ausstrahlung nicht verlor, ablesbar. Edith Stein hat ein doppeltes Zeugnis vorgelegt: sie hat Gott als den Lebenssteigernden erfahren, sie hat ihn auch als den Lebensfordernden erfahren. Geben wir das letzte Wort darüber Reinhold Schneider: »Edith Stein, die vom Kreuz gesegnete Teresia, ist eine

²² ESGA 3, 103: Brief 365 vom 31.1.1935 an Gertrud von le Fort.

²³ Ebd.

²⁴ ESGA 3, 224: Brief 476 vom 13.9.1936 an Petra Brüning.

große Hoffnung, ja eine Verheißung für ihr Volk – und für unser Volk –, gesetzt, daß diese unvergleichliche Gestalt wirklich in unser Leben tritt, daß uns erleuchtet, was sie erkannt, und die Größe und das Schreckliche ihres Opfers beide Völker bewegt.«

IM ABSOLUTEN GIBT ES ABSOLUTION

Auschwitz – und kein Ende? Gewiß gibt es kein Ende des Nachdenkens und sollte es auch nicht geben, aber doch auch nicht die Stumpfheit der Gewöhnung oder ein kollektives Schuldbewußtsein voller Verzweiflung.

Dem Christen ist eine Möglichkeit eröffnet, die »die Welt nicht hat«: die Toten zu erreichen, Sühne für die Henker anzubieten, Heilung für die Opfer zu erbitten. Die katholische Kirche hat dem Kommandanten von Auschwitz, Rudolf Höss, auf seine drängende langanhaltende Bitte, seine glaubhafte Reue hin die Absolution erteilt. Aus welchen Quellen speist sich eine solche Vergebung? Offenbar aus einem Glauben, dessen Geheimnis heißt: Im Absoluten gibt es auch Absolution.

Die neue Patronin Europas hat durch Hingabe ihres Lebens in diesen Thesaurus des *corpus mysticum* »einbezahlt«. Denken wir das Undenkbare, wenn der Name Auschwitz fällt: Es ist dort eine Frau »für Deutschland« gestorben. Dank ihrer Proexistenz war noch im Grauen von Auschwitz Gnade wirksam. Wir Nachgeborenen leben weiter, sind zur dauernden Antwort auf die Schuld der Vorfahren gezwungen – aber dieses befleckte Land ruht auf den Schultern vieler, auch unbekannter Märtyrer.

»In Rom wurde mir einmal von einem Freunde eine Legende erzählt, von der ich nicht weiß, wo sie aufgezeichnet ist. Einer der mittelalterlichen Päpste ging mit dem über die Alpen gekommenen Kaiser im Kolosseum herum. Der Kaiser äußerte gesprächsweise den Wunsch, als Geschenk des Papstes eine besonders kostbare Reliquie zu erhalten. Der Papst bückte sich schweigend, hob eine Handvoll sandiger Erde auf und hielt sie dem Kaiser hin. Dann sagte er, Kostbareres habe er ihm nicht zu geben und deutete damit an, hier im Kolosseum, wo die Bekenner des Glaubens ehemals den wilden Tieren vorgeworfen worden waren, sei jeder Zollbreit des Erdbodens vom Blute der Heiligen getränkt.



Gedenke ich jetzt dieser wunderbaren Erzählung, so ist es, weil sie die merkwürdigsten Ausblicke eröffnet, Blicke in unsere Zeit, Blicke auf die Örtlichkeiten der neuen Martyrien, Blicke auf die neuen Martyrer und auf deren Anrufung, die vielleicht schon in naher Zukunft sich eingeführt haben wird.« So notiert Werner Bergengruen 1947 in sein Notizbuch.²⁵



²⁵ Werner Bergengruen, Über Symbolik. Aus dem Nachlaß von Werner Bergengruen ausgewählt von Charlotte Bergengruen, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 16 (1975), 1–7.

